

Die Erzählform

Eine neue Herausforderung im Wissenschafts- und Fachjournalismus

Zusammenfassung:

„Mach dir kein Bild von mir!“, verlangt Gott in der Bibel vom Menschen. – Das nehmen auch viele Wissenschaftler für ihre Lehre in Anspruch: Je unfassbarer und abstrakter sie ihre Forschungsergebnisse vermitteln, desto wohler scheint ihnen dabei zu sein. Wissenschaftsjournalisten, die ihnen bisher allzu gerne in diese wolkige Transzendenz folgten, müssen um 180 Grad wenden. Theoretiker und Praktiker des Wissenschaftsjournalismus fordern genau das Gegenteil: den „Storytelling“-erzählerischen oder narrativen Journalismus.

Die vierte Weltkonferenz der Wissenschaftsjournalisten in Montreal im Oktober 2004 hatte auf ihrer Homepage mit der Ankündigung geworben: „Wir wollen die erzählerischen Fähigkeiten entwickeln helfen, die Journalisten benötigen, um mit der zunehmenden Komplexität der Wissenschaft zurechtzukommen.“

Und dann gab es für die 600 Teilnehmer aus 60 Ländern gleich folgende Nuss zu knacken: Bei einem Panel über Nanotechnologie, die mit Atomen eine Art Lego spielt und sie zu neuen Materialien und neuen Herstellungsverfahren zusammenfügt, sagte Pat Roy Mooney, Direktor der kanadischen Nichtregierungsorganisation „etc“: „Sie ist eine Gefahr für jedermann, keiner kennt die Folgen, keiner kontrolliert sie – was ist zu tun, damit dieser Forschungszeitweig die Interessen der Gesellschaft berücksichtigt?“. Und sein Kollege und Mitpanelist, Paul Root Wolpe vom Nasa-Zentrum für Bioethik, setzte noch einen drauf. „Wenn die Nanotechnologie mit der Bio- und Informationstechnologie fusioniert, kann sie die Natur neu erschaffen“, sagte er und fragte: „Spielen wir Gott?“.

Tatsache ist, dass Wissenschaft und Technologie sich in diesem Jahrhundert immer mehr zum Motor und Taktgeber der wirtschaftlichen Entwicklung aufschwingen werden; gleichzeitig verlangen die Grundsätze der Demokratie, dass sie sich einem demokratischen Prozess unterwerfen und die Menschen selbst entscheiden dürfen, was

für ihr Wohlergehen nützlich ist und was nicht. Denn: „Nur gut informierte Menschen können die Folgen wissenschaftlicher Fragestellungen und ihre Anwendungen verstehen und in letzter Instanz unterstützen oder ablehnen.“

Wie eine so nachhaltige Aufklärung erreichbar sei, darüber wurde in Montreal heftig diskutiert und gestritten. Ziemlich klar für die meisten Teilnehmer war, dass das traditionelle Rollenverständnis von Wissenschaftsjournalisten heute nicht mehr tragfähig ist, nach dem sie Übersetzer von Wissenschaftlern sind. „Wir müssen kritischer sein“, war auf vielen Workshops zu hören, gleichzeitig die Forderung, der erzählenden Form mehr Platz einzuräumen. Das heißt, dem Leser, Hörer oder Zuschauer ein absolut klares und plastisches

Bild davon zu servieren, wie eine neue Technologie funktioniert und wie ein Forschungsergebnis zu verstehen ist, welche Vorzüge ihnen zugeschrieben werden und welche Nachteile daraus entspringen könnten.

Einvernehmen bestand darüber, dass der erzählende oder

narrative Wissenschaftsjournalismus viel zu wenig gepflegt werde – bisher sei er eigentlich nur in den Vereinigten Staaten zu Hause. Die „Niemann Stiftung“ der Harvard Universität veranstaltet sogar jährliche Konferenzen dazu. Herausragende Journalisten, Kommunikatoren und Forscher leuchten die Erzählform in Vorträgen, Diskussionen und Übungen unter den verschiedensten Blickwinkeln aus. So riet unlängst der Wissenschaftsautor Edward O. Wilson den Teilnehmern, ihre erzählerischen Fähigkeiten und Themen an ihrem Bar-mixer zu testen. Könnte man ihn damit mehrere Minuten lang fesseln, sei man auf dem richtigen Weg.

Die US-Amerikanerin Deborah Blum, Pulitzerpreisträgerin und Journalistik-Professorin an der Universität Wisconsin-Madison, erklärte in Montreal: „Ein guter Wissenschaftsjournalist muss sein Thema wirklich transparent und klar darstellen, er muss seinen Stoff bezwingen und für seinen Nutzer gleichzeitig zwingend machen.“ Weil Wissenschaftsthemen so schwierig seien,

„Greif weder nach den Köpfen noch nach den Bäuchen, sondern nach den Herzen der Menschen.“ (Peter Gerhard Moosleitner)

müssten sie besser als ihre Kollegen aus den anderen Ressorts schreiben können. Die preisgekrönte Autorin stellte auch ein berufstypisches Defizit heraus. „Viel zu viele unserer Kollegen pflegen einen Hurra-Journalismus und äußern sich über Forschung sehr euphorisch, weil sie die Wissenschaft lieben“, bemängelte sie, „ihnen aber die Werkzeuge und das Know-how zum investigativen Recherchieren fehlen.“ Spezielle Kurse an den Universitäten der Vereinigten Staaten lehrten Journalisten, wie sie die hinter Forschungsprojekten stehenden Interessen, Gelder, Nutznießer und Gefahren erkennen können.

Der narrative Wissenschaftsjournalismus stand auch auf der Agenda großer Konferenzen in Europa. Auf der „European Science Open Forum“ (ESOF), die im August 2004 in Stockholm stattfand, gab es zu diesem Thema ein eigenes Panel. Es zog über 200 Gäste an und war eine der am besten besuchten Veranstaltungen. Organisiert wurde es vom Dachverband der europäischen Wissenschaftsjournalisten, der EUSJA, und brachte Profis aus Deutschland, England, Frankreich, Russland und Ungarn zusammen.

„Geschichten zu erzählen gehört zu den ältesten Formen menschlicher Kommunikation und wurde an den Lagerfeuern der Steinzeit erfunden“, erklärte einer der Sprecher. Das Christentum wäre vermutlich nie über den Bekanntheitsgrad einer Sekte hinausgekommen, hätte es sich nicht auf die Geschichten der Bibel stützen können; und Märchengeschichten hätten in allen Kulturen der Welt einen hohen erzieherischen Wert. Während Großmütter vor gar nicht allzu langer Zeit noch hervorragende Geschichtenerzählerinnen gewesen seien, fehle heute diese Fähigkeit den meisten Menschen, leider auch besonders Wissenschaftsjournalisten.

Im November, als die Bertelsmann Stiftung Wissenschaftsjournalisten und -kommunikatoren aus ganz Deutschland zur Konferenz „Wissenswerte“ in Bremen eingeladen hatte, stand das Thema erneut auf der Tagesordnung. „Wir Deutschen sind im Wissenschaftsjournalismus zu bierernst“, bemängelte Klaus Liedtke, Chefredakteur der deutschen Ausgabe von „National Geographic“. Dialoge und szenische

Beschreibungen lockerten den Stoff auf und seien Kernelemente des erzählerischen Genres. Der TV-Berater Uwe Walter trug weitere Ingredienzien zusammen: „Human interest, also was die Geschichte mit dem Leben der Leser und Zuschauer zu tun hat, sowie Einfachheit, Unterhaltung, mitunter auch Spannung“.

Hans-Hermann Sprado, Herausgeber des „P. M. Magazins“, erinnerte an die 26-jährige Geschichte des Blatts. 1978 sei es mit einer neuen, frischen Art von Wissens-Geschichten gestartet, die die Menschen mit ungewöhnlichen Fragestellungen direkt angesprochen hätten. Das habe bewiesen, dass es die vielfach beklagte Wissenschaftsfeindlichkeit in der Bevölkerung gar nicht gebe, sondern allenfalls nur eine „Menschenfeindlichkeit der Wissenschaft“. Mit seinem Konzept kletterte das Blatt rasch auf eine Monatsauflage von fast einer halben Million Exemplare und schuf acht redaktionelle Ableger, darunter „P. M. History“.

Der Erfolg strahlte auf Europa aus, wo in vielen Ländern Wissenszeitschriften nach diesem Muster entstanden, wie etwa „Focus“ in Italien und Russland oder „Muy Interesante“ in Spanien. Diese wiederum wurde in viele Länder Lateinamerikas exportiert, so dass die „P. M.“-

Idee mittlerweile um die ganze Welt gegangen ist, von Wladiwostok bis Mexiko City und Lima reicht, mit einer geschätzten monatlichen Auflage von drei Millionen.

Im Jahr 2004 erschien in Japan ein Buch über „Neue Horizonte im Wissenschaftsjournalismus“, das sich international auf die Suche nach Rezepturen machte,

um den Japanern Wissenschaft und Technologie schmackhafter zu machen. Diese Veröffentlichung widmete der Geschichte des „P. M. Magazins“ ein Kapitel, in der Blattgründer Peter Gerhard Moosleitner zu Wort kommt. „Wenn du einen Computer erklären willst, kriech in ihn hinein und erforsche ihn“, hatte dieser seinen Redakteuren geraten, um komplexe Technik zu begreifen und für die Leser möglichst visuell darzustellen.

Ganz wichtig ist es für Moosleitner, eigene Themen zu erfinden und damit Akzente zu setzen, die sich ganz deutlich vom Mainstream wissenschaftsjournalistischer Artikel abheben. So wurde in einer Geschichte ein Dinosaurier

„Nur gut informierte Menschen können die Folgen wissenschaftlicher Fragestellungen und ihre Anwendungen verstehen.“

in einen Anzug gesteckt und der Frage nachgegangen, wie viel von der Urechse im modernen Menschen noch lebe. „Greif weder nach den Köpfen noch nach den Bäuchen, sondern nach den Herzen der Menschen“, hieß die Leitidee des „P. M.“-Erfinders.



Abb.: Die „P. M.“-Story auf Japanisch: Sie soll im fernöstlichen Inselreich Geschmack auf Wissenschaft machen und zu spannenden Erzählformen anregen

Mittlerweile kultivieren auch die Wissenschaftler selbst ihre Erzählkunst und stellen bisweilen Journalisten damit weit in den Schatten. Beispiel: Wolfgang M. Heckl, Physikprofessor an der Ludwig-Maximilians-Universität zu München und

seit Oktober 2004 der neue Generaldirektor des Deutschen Museums. Seine Leidenschaft gilt der Nanotechnologie, die er einem breiten Publikum so anschaulich und spannend vermitteln kann, dass er dafür schon zwei Auszeichnungen gewonnen hat: 2002 den „Communicator-Preis“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft und des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft, 2004 den „Descartes Prize for Science Communication“ der Europäischen Kommission.

Eine Probe seines Könnens zeigte er unlängst im Münchner Presseclub. „Nicht belehren, Fakten und Schaubilder präsentieren, sondern Erlebnisse erzählen und vermitteln“, das verlangte Heckl von seinen Berufskollegen. Nur so könne man Menschen für die Forschung begeistern. „In meiner eigenen Sozialisation haben Carl Sagan und Hoimar von Dithfurt eine Schlüsselrolle gespielt.“ In der Abiturzei-

tung veröffentlichte Heckl eine Artikel über Einsteins Relativitätstheorie, dem der Bayer den witzigen, aber treffenden Titel gab: „Die bewegte Weißwurst ist verkürzt.“

Sich auch als forschender Mensch als Normalmensch zu geben, authentisch zu sein, die Begrenztheit allen Wissens sowie Nicht-Wissen und Fehler einzugestehen, das mache glaubhaft und öffne Türen. Seine große Passion, die Nanophysik, erklärte Heckl nicht, sondern ließ einen kleinen Film darüber erzählen. Aus einzelnen Kohlenstoffatomen hat sein Institut einen Ball, Tore und ein Bein zusammengesetzt, mit denen ein Nanofußballspiel inszeniert wird – faszinierend, fand das Publikum.

Doch auf der Insel der Seligen wähnt er sich nicht. Die Ängste der Menschen vor der Nanotechnik und ihrer Fusion mit anderen Schlüsseltechnologien wie Bio- und Informationstechnik nimmt Heckl sehr ernst. Der einzige Weg der Aufklärung sei eine groß angelegte gesellschaftliche Debatte darüber, erklärte er im Presseclub. Das Deutsche Museum selbst wolle den Startschuss dafür geben und ein „Zentrum für neue

**„Ein guter Wissenschaftsjournalist muss (...) seinen Stoff bezwingen und für seinen Nutzer gleichzeitig zwingend machen.“
(Deborah Blum)**

Technologien“ einrichten. Diese werden dort grenzüberschreitend und im Zustand ihres Zusammenwachsens dargestellt, trotz ihrer Komplexität so offen, anschaulich und „erzählerisch“, wie es nur geht.

Nur so, sagte der „große Kommunikator“ abschließend, lassen sich die Probleme vermeiden, auf die die Gentechnologie gestoßen ist, und für lebenswichtige Zukunftstechnologien eine breite gesellschaftliche Akzeptanz schaffen.

Der Autor:

Wolfgang C. Goede studierte Politologie und arbeitet als leitender Redakteur für die Wissens-Zeitschrift „P. M.“. Er ist TELI-Delegierter im europäischen Dachverband der Wissenschaftsjournalisten EUSJA und Mitglied des Programm Ausschusses der „World Federation of Science Writers“.

Foto:

Wolfgang Goede (rechts) im Deutschen Museum im Gespräch mit Dr. Marc-Denis Weitze, Museumsreferent für „Public Understanding of Science“ (PUS)

